

KaMeRu

Ulrich
Land

*Kleist –
der letzte
Akt* ROMAN

Leseprobe

© 2020 Ulrich Land

Unlektorierte Vorabfassung. Alle Rechte vorbehalten.

Erscheint Herbst 2020 im
KaMeRu Verlag, Zürich
kameru.ch

Satz und Umschlag:
Egbert Casper, CIT!S, auf der Grundlage des Covers von KaMeRu

eBook-Herstellung:
CIT!S, Remscheid
www.citis.consulting

Ulrich Land

Kleist - der letzte Akt

Historisch angelegter Kriminalroman

Leseprobe - Romananfang

1

Kleist war kein schöner Mann. Zeit seines Lebens nicht. Und Zeit seines Sterbens.

Na ja nun, es gebe doch bloß dieses eine Gemälde, oder was das sein wolle. Aus der Hand, wie sie gelesen habe, des Peter Friedel, den Kleist 1801 engagiert hatte, um seine kurzzeitig Verlobte Wilhelmine von Zenge mit einem Bild zu versorgen. Als Nahrung für die Sehnsucht. An langen, einsamen Tagen, an denen der Dichter sich sonstwo draußen in der unwirtlichen Welt rumtrieb. Also wenn das einzige fachmännische Gemälde, das nachweislich Kleist abbilde, wenn das nicht lüge und trüge, dann habe er nun wirklich einen kugelrunden Kopf gehabt, ein Milchbubigesicht mit ausgeprägter Knubbelnase. Und, keine Ahnung, sie wisse es nicht, aber wenn sie das richtig sehe, dann würden die leicht wulstigen Lippen so was wie ein Lächeln versuchen. Während die braunen Augen irgendwie ziemlich finster dreinblickten. Obwohl er sich alle Mühe gebe, gute Miene zum bösen Spiel zu machen. Sie werde, verdammt, den Eindruck nicht los, dass Kleist seine ganzen 34 Jahre als ein böses Spiel gesehn habe, von Anfang bis Ende. In seinen Augen jedenfalls, da sehe sie die Angst. Die Dunkelheit. In den finstren Augenhöhlen. Von einem, der sich auf dem Weg zum Freitod noch mal umdreht. Zurückblickt. Nicht schön. Alles nicht schön.

Wie viel von Kleists Gesicht noch übrig war, nach dem Schuss, ist nicht überliefert. Womöglich mehr, als man vermuten mag,

wenn man sich vor Augen führt, dass der Schuss in den Rachen abgefeuert wurde, und sich ausmalt, wie die an der Wiederausstrittsstelle des Projektils hervorquellenden Hirnsäfte des Dichters seinen Kopf besudelt und die Hautfetzen über die geborstene Stirn hinabgehangen haben mögen. Nichts von alledem. Der Schuss war relativ mickrig. So mickrig, dass er ihm im Halse stecken blieb. Um der Wahrheit die Ehre zu geben: im Hirn.

Ja, Pardon, das müsse man entschuldigen. Nein, das sei kein Auswuchs ihrer Nervosität hier vor diesen hohen Herrn, die sie im Übrigen gar nicht abstreiten wolle. Nein nein, das passiere ihr immer wieder. Auch unter normalen Umständen. Sie sei eine notorische Störerin, Zwischenruferin. Habe echt ein Händchen dafür, den Lesefluss anderer Leute zu torpedieren. Immer wieder passiere es ihr, dass ihr selbst das eigene Gemurmel an Stellen dazwischenfunke, wo man's nun wirklich nicht gebrauchen könne. Grade bei Kleist. Das vielleicht auch deshalb, weil sie als angehende Eventmanagerin so ihre Erfahrungen mit diesem Burschen gemacht habe. Keine schönen by the way.

Dabei gehe es nun wirklich um einen Kriminalfall, der ihr in Sachen Kleist widerfahren sei. Nämlich um die unrechtmäßige Aneignung fremden Eigentums, Diebstahl geistigen und auch gedruckten Gedankenguts. Oder wie heiße so was auf Juristendeutsch? Na, egal jetzt. Womöglich sei der zur Debatte stehende Diebstahl ja nur ein Einzelfall, vielleicht aber stecke ein Entwendungsdelikt größeren, richtig großen Stils dahinter. Wovon sie ausgehe. Eine hochspezialisierte Mafia. Mit Schutzgelderpressung und was nicht allem. Wisse man's!

Auf alle Fälle: Es gehe um dieses Reclamheftchen nämlich. Dabei sei sie, was Bücher angeht, ein ausgewachsener Pingel. Und sie wisse, das könne man ihr glauben, sie wisse genau, wo sie Kleist im Regal stehn habe. Und da, an einer bestimmten Stelle auf dem dritten Regalboden von oben, genau da, hätte dieses vermaledeite Heftchen gestanden! Hätte stehn müssen. Eingeklemmt zwischen starken Buchrücken aus bretthartem Karton. Wenn etwas stabil sei, dann diese Buchdeckel. Durchaus geeignet, nicht nur den eigenen Zeilen Halt zu geben, sondern auch dem jämmerlichen vergilbt gelben Heftchen in der Nachbarschaft. Das nun aber trotzdem nicht da gestanden habe, wo's zu stehen habe, das verhexte Ding. Mal eben Zigaretten holen, oder wie sei das zu verstehn?! Jedenfalls: weg. Einfach so. Habe einfach keinen Mucks von sich gegeben, das Heftchen. Nicht geschrien, nicht geheult, nicht angerufen, habe sich schlicht nicht gemeldet. Sich in Schweigen gehüllt. Aber Schweigen sei nicht der Job von Büchern, Himmel noch mal.

Mit der ersten seiner einläufigen Pistolen schoss Kleist – verabredungsgemäß – zunächst Henriette Vogel durchs Herz. Sein eigener Todesschuss dann wurde von der zweiten Pistole abgefeuert. Geradewegs in den Mund. Doch die Ladung war zu schwach. Das drei Viertel Lot wiegende Stückchen Blei vergrub sich in Kleists verknoteten Hirnwindungen. Wie die Obduktion ergab, ist er vermutlich auch nicht an dieser ins Gehirn gedrungenen Kugel gestorben, sondern am Pulverdampf qualvoll erstickt.

Merkwürdig. Warum? Warum griff Bernd Heinrich Wilhelm von Kleist auch zum Durchlöchern seines Schädelknochens zu der kleinen Terzerol-Waffe. Wenn er sicher gehn wollte, warum nahm er nicht die dritte geladene Pistole, die man am Todesort,

oder soll man sagen: am Tatort fand? Diese nämlich war eine aus der Werkstatt des lombardischen Büchsenmachers Lazario Cominazzo aus Brescia. Und diese hätte mit einer ganz anderen Durchschlagskraft aufwarten können. Aber nein, es sollte die kleine Terzerole sein. Warum? Und warum überhaupt hatte er als erfahrener Mann des Kriegshandwerks drei Pistolen in jene Mulde oberhalb des Stolper Lochs mitgenommen? Um sicher zu gehn? Wenn er aber sicher gehn wollte – siehe oben.

Ungereimtheiten, von denen die alte Riebisch ...

Na ja, alt? Fünfzig, habe sie irgendwo gelesen, die Riebisch war fünfzig. Kein Alter. Jedenfalls heutzutage nicht. Um dem Herrn Literaturexperten an dieser Stelle zu widersprechen. Auch wenn sie selbst erst fünfundzwanzig, also halb so viele Lenze wie seinerzeit die Riebisch zähle.

Ungereimtheiten, von denen die alte Riebisch nichts wusste. Als sie diesen unerhörten Schuss durch die Luft knallen hörte.

„Wat dette? Nich janz bei Trost, die Herrschaften! Eenfach aus Dollerei in die Luft schießen! Herr des Himmels, wat da alles passiern kann!“, rief sie entrüstet. Sie war stehn geblieben. Hätte bei diesem Krach ohnehin keinen Schritt tun können, ohne Gefahr zu laufen, ins Stolpern zu geraten und in den vermutlich schon bitterkalten See zu stürzen, der in stiller Erwartung des nahenden Winters dalag. In der zitternden Hand hielt sie eine Tasse mit Münzgeld, das sogleich anhub, steinzersetzend zu klimpern. So dass sie Mühe hatte, hindurch zu lauschen. Zuzuhören diesem kalten Herbstnachmittag. Die Krähen zeternten, ein Eichelhäher bekrittelte den ruhestörenden Lärm, drei Tauben flatterten aus den Augen aus dem Sinn. Endlich konnte sie die leichte Dünung am Seeufer wieder hören. Der unerhörte Radau also war verflogen, und der normale Singsang aus Wind, Wasser und Vögeln stellte sich wieder ein. Zwischen Wannsee

und Stolper Loch. Verhaltenes Vogelzwitschern, denn die Zugvögel hatten längst gen Süden Reißaus genommen.

Die Riebisch wischte sich die Hände an der speckigen Schürze ab. Stellte fest, dass die Handflächen merkwürdig nass, nachgerade schweißtriefend waren, dass sie sie drei-, viermal abwischen musste. Und diese Hände hatten weiß Gott schon einiges durchgemacht. Sie schüttelte den Kopf. Ihre Locken konnten froh sein, schon lange nicht mehr gewaschen worden zu sein, sonst wären sie jetzt wer weiß wohin davongeflogen. So aber klebten sie fest und machten die entrüstete Drehbewegung des Schrecks auf ihre alten Tage folgsam mit.

Die alte Riebisch nahm sich vor, diesen Vorfall nicht wie manch andre wieder zu vergessen. Vielmehr würde sie, kaum die Schwelle der Stube überschritten, den Herrn des Hauses drauf ansprechen. Auf jeden Fall. Ein solcher Knall – ja, wahrhaftig, das war ein ausgewachsener Knall, nicht einfach ein Lärm – ein Knall, den man nicht einfach auf sich beruhen lassen, sangklanglos sich verflüchtigen lassen konnte! Nein, das konnte man nicht.

Plötzlich fühlte sie sich müde. Müde und alt. So, als wäre der Schuss ihr selbst durchs Gebein gezischt. War er aber nicht. Keine Einschussstelle blutete, kein Austrittsloch franste aus. Kopfschüttelnd setzte sie ihren Weg fort, zurück zum Gasthaus. „Komische Leut“, murmelte sie, „ha'ick doch jleich jesagt. Lustig, aber komisch. Un unsern Herr Wirt trötet bloß imma: >Man kann sich de Jäste nich aussuchen.< Un, na ja nu – alles wat recht is – bezahlt ham se immahin schon.“ Wie zur Bestätigung rührte das alte Mädchen mit dem Finger durch die Münzen in der verschnörkelten Porzellantasse. „Obwohl, an een bissjen Kleenjeld für mir zu denken, ham se ,türlich nich nötig. Un übahaupt ...“

Noch ein kurzes Kopfschütteln zur Bestätigung. Dann nahm sie ihre Arbeit in Haus und Hof wieder auf. Erst mal die Kartoffeln im Vorratsschuppen ...

Als plötzlich ein zweiter Schuss durch die Luft schnitt.

Dorothea Luise Riebisch, Mädchen für alles im Stimmingschen Gasthaus Zum Neuen Krug und weiß Gott Zeit ihre Lebens stets rechtschaffen, gewissenhaft und redlich, blieb erneut abrupt stehn. Diesmal mitten auf dem Hof. Wo sie, eine Kartoffelkiste in den Händen, eben aus dem Schuppen trat, nachdem sie – ja verflixt noch eins – vergessen hatte, Stimming den ersten Schuss zu melden. Sie bebte am ganzen Leib. Kam keinen Schritt mehr weiter. Verlegte sich in ihrer Not wieder aufs Kopfschütteln. „Bei Jott, det is nich lustig! Blödsinn'je Rumschießerei det!!“ So was war ihr ja nun wahrhaftig noch nie untergekommen!

Langsam, mal langsam. Das Ganze habe ja eine Vorgeschichte, die man nicht – schon gar nicht, wenn man für sich reklamiere, narrativ unterwegs zu sein – die man nicht untern Teppich der Ausschweifungen des Herrn Experten kehren dürfe. Und es gebe eine Nachgeschichte. Und beides gehöre der Reihe nach aufgefädelt. Grade im Sinne der erzählenden Wissenschaft. Geschichtsverfälschung und Atemlosigkeit gebe es wahrlich genug auf der Welt.

Aber nein. Keineswegs Rechthaberei, sie wolle bei dieser angeblichen Expertise bloß eingreifen, sofern eben einzugreifen vonnöten sei. Aber erst mal müsse sie loswerden, was sie seinerzeit gelesen habe. Etwas reichlich Irritierendes. Genau zwei Tage später nämlich, zwei Tage, nachdem sie den Verlust des Kleistheftchens in ihrem Regal festgestellt habe, habe in der Rundschau

gestanden – winzige Notiz im Feuilleton, die's nicht mal in die Rubrik „Vermischtes“ geschafft habe – habe in der Zeitung also zu lesen gestanden, dass im Lager des Buchgrossisten Grunert ein Staplerfahrer umgekommen sei. Die Herren hier hätten sicher davon gehört.

Nicht? Aha. Nun, sie könnten sich ja freilich nicht um jeden Todesfall – obwohl dieser hier – also ...

Na jedenfalls, ein auf total mysteriöse Weise umgekomener Lagerarbeiter. Sein Gabelstapler sei einfach so durchgegangen. Nicht mehr zu bremsen. Wie ein ausgeflipptes Ross in früheren Zeiten. Mit dem Kopf durch die Wand. Der Mann habe eine ganze Palette sonnengelber Reclamheftchen mit irgendwas von Kleist auf der Gabel gehabt. Angehoben, ganz normal angefahren, habe rüber zum Vertrieb gemusst. Europoolpalette, 1200 x 800 mm, da würden 8 x 8 Stück auf die Grundfläche passen, also 64 Stück pro Schicht. Bei einer Höhe der Ladung von 1200 mm ließen sich mithin 133 Schichten übereinanderpacken. Mache nach Adam Riese 8.512 Reclamheftchen von Kleistschem Kaliber. Oder 638,4 Kilo Lesestoff. Bei gleichmäßiger Verteilung ein Leichtes für eine vernünftige Europalette. Daran also könne es nicht gelegen haben. Daran nicht.

Genau, das frage sie sich natürlich auch: Woran denn dann? Jedenfalls habe nicht der Fahrer – der arme Mann könne einem nun wirklich leid tun, erschlagen worden von der durchbrochenen Mauer – nicht der bedauernswerte Fahrer habe einen Aussetzer gehabt, sondern der Gabelstapler. Völlig außer Rand und außer Band sei er draußen auf dem regenglatten Hof immer gradeaus gestocht, gegen die Altpapiercontainer, durchs Gebüsch,

bis schließlich der ganze Salat, sämtliche Schutzfolien komplett zerfetzt, im Matsch gelegen und das Pfützenwasser munter aufgesogen habe. 8.500 Kleistheftchen, die 350 Pennälerklassen hätten glücklich machen können, total versaut. Ein Matsch- und Papierbrei

Okay, und in China fällt ein Sack Reis um. Ja, könne schon sein, gebe vielleicht Schlimmeres in diesen Zeiten. Was der Staplerfahrer allerdings wohl kaum so sehn könne. Obwohl jetzt würde es ihm definitiv egal sein, in den ewigen Jagdgründen. Nicht so ihr. Sie rege sich maßlos auf. Über den Fahrer, der das Zeitliche habe segnen müssen, aber auch und vor allem wegen der vermasselten 8.500 x 114 Seiten netto Kleist. Und irgendwie werde sie das dumpfe Gefühl nicht los, das ganze Debakel könnte mit ihrem zu tun haben. Mit dem dubiosen Bücherklau aus ihrem Regal. Müsse sie unbedingt beizeiten rauskriegen, was für ein Kleist da auf dem Betriebshof des Großvertriebs Grunert draufgegangen sei, welches Drama, welche Novelle. Oder bloß so ein Heftchen mit Erläuterungen für die Textanalyse? Obwohl, die seien ja grün, grasgrün, die Materialheftchen. Also jedenfalls welcher Kleist da in der Pfütze gelandet sei, das müsse doch Himmel noch mal rauszukriegen sein!

Aber jetzt erst mal zurück zu Kleist selbst. Zu Kleists Ende samt Nachspiel. Immerhin habe der Literatur-experte hier doch eine Chronik der Ereignisse versprochen. Also bitte!

...

2

Jung an Jahren, Anfang 30, die beiden Gäste. Lachten sich an. Tuchtelten im Hof des Neuen Krugs. Lachten sich zu. Lachten so grell, wie das altehrwürdige Pflaster des Hofes es lange nicht gehört hatte.

„Hab ich mitten im November meinen Regenschirm vergessen!“, prustete Henriette los.

Und Heinrich mischte unters Lachen eine seltsam unmelodische Melodie und stimmte ein Liedchen an, das er sich offenbar just im Vollzug aus den Fingern sog:

„Der Regenschirm, der Regenschirm, ein flügger Bursche,

Bläht sein Wams und ist dem Wind ein Segel,

Tanzt mit Wolkentürmen ...“, sang er mit einer Inbrunst, die von Vers zu Vers anschwell.

„Dass ich auch so vergesslich sein muss“, ging Henriette dazwischen.

Während Kleist sich nicht von seinem Parapluie-Ständchen abbringen ließ. Mit angesichts seiner erlesenen Stehgreif-Dichtkunst stolzgeschwellter Brust sang er bei mehr und mehr entgleitender Melodie, aber mit dem schneidend lauten Vibrato eines stimmbrüchigen Chorknaben:

„... tanzt mit Wolkentürmen, lacht mit Regenfransen,

Sieht sein Spiegelbild in Regenpfützen

Von schweren Tropfen flugs zerschlagen,

Winkt ihm fröhlich Abschiedsgrüße zu ...“

Jetzt kam Heinrich doch ins Stocken. War sich offenbar nicht schlüssig, ob das unversehens ins Melancholische abgerutschte Liedchen an dieser Stelle bereits sein Bewenden haben sollte, oder ob er sich noch eine treffliche Fortsetzung einfallen lassen müsse. Einen raffinierten Schlusspunkt? Oder würde er sich dann wieder von irgendwelchen halbschlaun Kritikastern sagen lassen müssen, er schreibe auf Pointe? – Eine kleinfeine Verlegenheit mischte sich ins Lachen. Die Henriette indes vorzüglich gefiel, holte sie den Verseschmied doch aus poetisch luftigen Gefilden wieder runter aufs Neukrugsche Hofpflaster. „Müssen nur noch paar Reime her, ein sauber durchgehaltenes Metrum, doch, könnte was werden“, stammelte Kleist und freute sich sichtlich, dass seine Stimme allmählich wieder fester wurde. „Ach, Henriette, was scheren uns an einem solchen Tag ein vergessener Regenschirm und eine Handvoll herbeizuziehender Reime! Ein paar Stunden noch, und ...“

„... und wir sind selbst auf dem besten Weg hoch in die Wolken.“ Auch Henriette Vogel lachte wieder aus vollem Herzen.

„... und tun Riesensprünge“, juchzte Heinrich und sprang ausgelassen zwischen der kleinen Gesellschaft ausgelaugter Pökelfässer umher. Hier und dort kurz anhaltend, sich mit breiten Armen auf zwei Fassdauben gleichzeitig abstützend, Henriette lauern ins Visier nehmend, „... tun Riesensprünge und lassen uns durcheinander turmeln wie schlanke Kegel von großer Kugel und jauchzen – hoch hinaus! – Kommt, Jettchen, wagt auch ein paar große Sprünge, gebt mir Eure Hand!“

Was diese sich nicht zweimal sagen ließ. Und schon war das schönste Nachlaufenspiel auf dem in den letzten Jahren, spätestens seit Stimmings Kinder aus dem Haus waren und andern-

orts ihr Glück versuchten, auf dem so behäbig gewordenen Hof im Gange. Begleitet von himmelhochjauchzendem Jubilate, von kicherndem Gibbeln, von übermütigem Freudengesang.

Bis plötzlich – bis Henriette plötzlich stehn blieb. „Apropos Wolkenflug! Wenn ich schon meinen Regenschirm vergesse, habt Ihr dann wenigstens ...“

„Keine Sorge, hab ich dran gedacht, bestens präpariert“, konnte Kleist sie beruhigen und alberte und rannte weiter durchs Fässerlabyrinth. „Die Kugeln kugelrund, pechschwarz das Schwarzpulver, das Blei bleischwer.“

„Das wird ein Fest!“, kam es jetzt wieder ausgelassen von Henriette, und sie rief zum Haus hinüber: „Herr Wirt, habt Ihr noch Kaffee auf dem Ofen?“

Schon ein paar Wochen her, da sei sie dorthin gepilgert, wo Kleist sein Leben ausgehaucht habe. Es habe sich als wenig aufseherregend erwiesen, Kleists Gollgatha. Einklemmt zwischen Ruderverein und Kanuclub. Paar Zehner Meter oberhalb vom Ufer des Kleinen Wannsees. Damals, zu Kleists Zeiten habe man diese langgezogene Pfütze noch Stolper Loch genannt. Das letzte Loch – kleiner Scherz, Pardon, müsse einfach sein: das letzte Loch, das Kleist ins Stolpern brachte. Oder doch fast. Fast am Stolper Loch. Der Locus Mortis lag etwas höher. Nicht unten am Ufer. Die Mulde, die Kleist und sein Henriettvögelchen sich ausgeguckt hatten, schaut auf den schmalen See-Arm runter. Und direkt vis-à-vis müsse damals diese Absteige gewesen sein, sein letztes Dach über dem Kopf: Gasthaus Zum Neuen Krug. - Ironie der Geschichte, dass das eine Einladung sei, mal dem Nachklang hinterherzuhören. Krug und Kleist, da war doch was.

Klar, dass seinerzeit, vor über 200 langen Jahren, die Bäume, die sie jetzt hier vorgefunden habe, noch verdammt mickrig gewesen sein mussten. Echte Jungspunde zu Füßen ihrer mächtigen Vorgänger, zu Füßen von Bäumen, die heute von der Geschichte und der Verwesung längst untergepflügt wären. Jetzt seien es die blutjungen Bäumchen von damals, längst groß und machtvoll, die ganz oben hoch in den Kronen die Erinnerung trügen. Wie dieser Kleist und seine Holde das Zeitliche segneten. Ordentlich schwer, diese Last der Erinnerungen an die dramatischen Ereignisse damals. Deshalb seien sie auch so gebeugt, die Äste, einer wie der andre. Obwohl es zumindest für diese Henriette ja nun eigentlich alles andre als dramatisch gewesen sei. Und für Kleist eigentlich auch. Bis zu einem bestimmten Punkt. Wo sich die Dinge dann plötzlich ganz anders verhielten, als Kleist sich die Chose ausgemalt habe. Der Punkt, wo sich sein Plan plötzlich als Makulatur erwiesen habe.

In den Stunden davor, vorm ersten Schuss und vorm zweiten - also das könne man ja überall nachlesen, selbst beim Herrn Kleistexperten, der sich hier so wacker narrativ verwirkliche - in den Stunden davor hätten die beiden ja reichlich Spaß gehabt. Völlig entspannt, den ganzen Nachmittag über. Nun ja, sicher, wer wolle das letztlich und letztgültig sagen. Diese als allgemeingültig hingestellte Kenntnis vom Ablauf der tragischen Ereignisse basiere ja ausschließlich auf dem, was die Wirtsleute erzählt hätten. Ob's stimme? Werde die Wissenschaft erweisen.

Ja, womöglich die narrative Wissenschaft. Womöglich aber auch nicht; werde nach all den Jahren eventuell

nie mehr schlussgültig geklärt werden können. Vielleicht auch hätten Stimming und seine Riebisch die wunderbare Laune des Todeskandidatenpäarchens bloß so betont, damit an ihrem Neuen Krug nur ja kein Makel hängen blieb. Um zu unterstreichen, dass es am Ambiente auf keinen Fall gelegen haben könne. Und habe es ja auch nicht.

Ausgelassen, witzig, lustig die beiden, okay, gut, jedenfalls seien sie vermutlich lockerer drauf gewesen, als man denken sollte, wenn man sich die weisen Häupter der Bäume ansehe, die da rund um die Todeskuhle versuchen würden, sich in den Himmel zu strecken. Aber es nicht fertigbrächten. Zu schwer beladen, wie gesagt. Gebeugt, hoch, alt, kein bisschen lustig. Nur wenig Licht, jedenfalls unten auf dem Boden, auf dem Boden der Tatsachen höllisch wenig Licht. Alles, was strahlender Sonnenschein sei, fingen diese ausladenden Baumwipfel ab. Selbst im griesegrauen November, jetzt bei ihrem Besuch am Grab - und seinerzeit im Falle Kleist/Vogel ja auch. Selbst, wenn sie kahl seien, mit Herbstwinterglatze also, gelinge es dem wild verzweigten Astwerk, das Licht wegzufiltern über diesem ehrwürdigen Todesort. Tatort, besser gesagt. Tatort und Grabstätte in einem. Weil, logisch, zu einer „ehrlichen Bestattung“ auf einem Kirchhof habe sich bei Selbstmördern ja niemand veranlasst gefühlt. Jedenfalls damals nicht. Was Kleist und Henriette natürlich gewusst hätten. Sei das nicht sogar verboten gewesen, Sünder von diesem Kaliber - es galt ja und gelte ihres Wissens immer noch als Kardinalsünde, sich selbst wegzupusten -, solche Sünder also mit anständigen Christenmenschen zu Grabe zu tragen? Also jedenfalls, dass Heinrich und Henriette testamentarisch verfügt, ihre sterblichen Überreste

sollten genau da verscharrt werden, wo sie über ,n Styx gesetzt hatten, in dieser Mulde am Stolper Loch eben, das wäre überhaupt nicht nötig gewesen. Tautologisch. Ein tautologisches Testament.

Und oben drüber bis heute: diese Kirchenkuppel aus dem Trauerflor, den die Blätter und Äste ausbreiten. Eine Totenkapelle mit luftigem Dach, das sich von jedem noch so winzigen Windhauch bewegen lässt, nie richtig ruhig ist. Fast nie. Das mitten im November schon gezittert habe, weil da die Boten des gestrengen Meisters Frost auf der Schwelle gestanden, mit den Füßen gescharrt hätten.

Und überall Efeu. Efeu ohne Ende. Das hier die Bäume hochklettere und über den Boden schleiche, die drunter verborgene Erde vor den stechenden Blicken der über-eifrigen Touristen schütze.

Na ja, wenn sie ehrlich sei: nicht mehr als eine Handvoll an diesem Nachmittag im November. Aber egal. - Die Efeudecke jedenfalls schütze die Stelle, wo Kleist anno dunnemals fiel und fiel. Schütze sie vor den Sightseeing-Touristen. Efeu sei ja sowieso der einzige Schmuck, der zu so einer Todesstätte passe. Würdig irgendwie. Schweigsam wie ein Grab. Und Efeu gebe sich mit dem dünnen Licht zufrieden, das durch das Astgewölbe falle. Halte einfach neben das ganze Dunkel sein Lebensgrün. Und so werde, wenn man das Efeu vom Grabstein schiebe, bis in alle Ewigkeit zu lesen bleiben, was man damals in Stein gemeißelt habe:

*„Er lebte, sang und litt
in trüber, schwerer Zeit,*

*er suchte hier den Tod
und fand Unsterblichkeit.“*

Verse eines gewissen Max Ring. In Wahrheit aber hätten die Verse sich denn doch nicht als unsterblich, als unabänderlich erwiesen. Efeu hin oder her. So dunkel würden die Zeiten gar nicht sein können, als dass es nicht noch dunkler ginge. 1941 hätten die Nazis gemeint, diese Zeilen ausmerzen zu müssen.

Ja, das habe sie sich auch gefragt: Warum um alles in der Welt? Was daran sei nicht deutsch genug? Die „trübe, schwere Zeit“? Vielleicht, könnte sein. Zu pessimistisch für die Oberoberdeutschen. Oder Max Ring?

Nein, gebe sie offen zu, sie habe ihn auch recherchieren müssen. Jude seines Zeichens und überzeugter Demokrat. Mischte bei der 48er Revolution mit. Musste den Nazis also ein spitzer Dorn im trüben Auge sein. Also hätten sie die Verse verschwinden lassen. Und stattdessen habe dann auf Kleists Grabstein gestanden:

„Nun o Unsterblichkeit bist du ganz mein.“

Komplett unverfängliches Zitat aus dem komplett unverfänglichen „Prinz Friedrich von Homburg“. Wo Kleist bekanntlich Friedrich den Zweiten von Hessen-Homburg in den Stand eines Dramenhelds hebe. Und der sei ja nun jeder jüdischen Herkunft unverdächtig. Henriette Vogel aber, die hätten die Nazis schon mal überhaupt gar keines Sterbenswörtchens für würdig befunden.

...

Ende dieser Leseprobe.

Weitere Informationen finden Sie unter

<https://ulrichland.de>

und

<https://kameru.ch>